

Orientierungswissen Theologie

Überlegungen zur pastoralen Fort- und Weiterbildung

1 Weiterbildung statt Fortbildung?

Lebenslanges Lernen ist in akademischen Berufen längst institutionalisiert. An amtlichen und privaten Angeboten und Verpflichtungen zur Fort- oder Weiterbildung herrscht kein Mangel. Dass Bildung im Beruf nötig sei, bestreitet niemand. Allerdings hat sich ein grundsätzlicher Wandel ergeben: Es geht längst nicht mehr allein oder vorrangig darum, sich in dem einmal erlernten Beruf fortzubilden, vielmehr steht zur Debatte, ob man ganz neue berufliche Kompetenzen erwerben müsse, weil sich entweder die Anforderungen im erlernten und ausgeübten Beruf fundamental geändert haben oder ein Wechsel in eine andere als die erlernte Aufgabe nötig geworden ist.

Solche Überlegungen sind selbst im Rahmen eines so traditionsbezogenen, „berufsbild-stabilen“ Berufs wie dem des evangelischen Pfarrers nicht fremd; vielmehr weist die veränderte Inanspruchnahme von Bildungsangeboten auf einen Wandel dieses Berufsbildes, den man auf den Nenner bringen kann: Von der Fort- zur Weiterbildung. Das deutlichste Symptom dieser Entwicklung ist, dass einem eher geringen Interesse an Fortbildung der Kernkompetenzen ein wachsendes Interesse an Weiterbildung in Kompetenzbereichen wie Ökonomie und Management gegenübersteht, die dadurch ein eigenes, besonderes Gewicht gewinnen. So sind Angebote zur Profilierung der Predigtarbeit eher schlecht besucht, während z.B. der der Weiterbildung dienende Bonner Studiengang „Sozialmanagement“ auch von evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrern und katholischen Gemeindefereferentinnen und – referenten bereits im vierten Jahr in beachtlicher Zahl frequentiert wird, obwohl ein nicht unerheblicher zeitlicher und finanzieller Aufwand damit verbunden ist.

Sucht man nun nach Zusammenhängen, die solche veränderten Akzentsetzungen von der Kernkompetenz „Interpretation der Tradition“ hin zum „Management sozialer Lagen“ verständlich machen, so lassen sich zum einen Entwicklungen in den sozialen Strukturen der Kirchengemeinden nennen, zum anderen aber ist an einem prägnanten Beispiel auf Merkmale kirchlicher Selbstinterpretationskultur hinzuweisen, die veränderte Ansprüche hervorbringt.

2 Professionalisierung und Deprofessionalisierung im kirchlichen Leben

Die Entfaltung des evangelischen Gemeindelebens in den vergangenen dreißig Jahren gründete vor allem auf der stark sprudelnden Einnahmequelle „Kirchensteuer“¹. Am Zuwachs der Mitarbeiter nach Zahl und Qualifikation lässt sich der Wandel ablesen, der sich auf der Ebene der Gemeindeleitung in den vergangenen Jahrzehnten vollzogen hat. Je nach ekklesiologischer Theorie war damit eine mehr oder weniger große Belastung für die leitenden Gremien der Gemeinden verbunden. Als Arbeitgeber spezifisch gebildeter Mitarbeiter (Kantoren, Erzieher, Sozialarbeiter, Psychologen) wurden ehrenamtlich tätige, von kleinen Minderheiten (10 – 20%) der Mitglieder einer Parochie gewählte Gemeinderäte verantwortlich, deren berufliche Kompetenz immer weiter abnimmt.

In den Presbyterien steigt der Anteil der Mitglieder, die auf die schwierigen Management-Aufgaben durch mangelnde berufliche Erfahrung eher weniger gut vorbereitet sind, kontinuierlich an. Die Fülle an Ausschussarbeit und die Last der Verantwortung sind vor allem Berufstätige kaum noch bereit zu übernehmen, die sich zudem den oftmals langwierigen Entscheidungsprozessen und der dabei allzu oft fehlenden Stringenz der Argumentationen nicht länger aussetzen wollen. Der hohen Professionalität mindestens einiger kirchlicher Mitarbeiter tritt somit eine Deprofessionalisierung in den Entscheidungsgremien entgegen. Nicht von ungefähr versuchen einige Pfarrerinnen und Pfarrer dieses Problem der Deprofessionalisierung, das sie auch selbst trifft, weil sich die Anforderungen verändert haben, durch eine Erweiterung der eigenen Management-Kompetenz zu bewältigen.

Für das pastorale Kerngeschäft, das als Bildungsarbeit im weitesten Sinn beschrieben werden kann, würde man sich ähnliche Impulse wünschen, wie es die faktische Ökonomisierung des Gemeindelebens darstellt, die die Pastoren zur Management-Weiterbildung treibt. Die Bildungsdenkschrift der EKD liefert in dieser Hinsicht allerdings wenig Anregung und Orientierung, wie im folgenden Abschnitt zu zeigen ist.

3 Krisenanalyse und Krisen(miss)management der Bildung

Die evangelische Kirche ist ihrem Wesen nach eine Bildungsinstitution². Demnach kann der Veröffentlichung einer Bildungs-Denkschrift³ die Erwartung entgegengebracht werden, aus einem solchen Text Anregungen für die Gestaltung der Fort- und Weiterbildung derer zu erhalten, die

¹ Von einer auf sieben Milliarden Mark von 1970 bis 1992.

² R. Preul, Kirchentheorie, Berlin 1997, 41.

³ EKD (Hrsg.), Maße des Menschlichen. Evangelische Perspektiven zur Bildung in der Wissens- und Lerngesellschaft, Hannover 2003.

für die Gestaltung der kirchlichen Bildungspraxis vorwiegend zuständig sind. Diese Erwartung wird nur in Ansätzen erfüllt.

a) Denkschrift als „Lenkschrift“

Eine Denkschrift ist eine Lenkschrift; sie lenkt die Gedanken der Leserin/des Lesers zumeist in die Richtung der Kritik:

„Unser Bildungssystem befindet sich in einer Krise“ behauptet Präses Kock einleitend im Vorwort der Bildungsdenkschrift „Maßstäbe des Menschlichen“. Damit sind Wegweiser aufgestellt, die nicht mehr umgedreht werden, obwohl sie noch umzudrehen wären: Man hört fast schon das Klage lied: ...wir müßten, wir sollten, wir würden, wenn wir hätten...

Aber es gehört zu den Vorentscheidungen dieser Analyse, solchen Festlegungen durch Deutungen mit anderen Deutungen, die sich zum Teil auch in der Denkschrift, allerdings wesentlich versteckter, finden, entschieden zu widersprechen: Unser Bildungssystem hat sicher Mängel wie alles Menschenwerk, aber von Krise sollte man nicht an so hervorgehobener Stelle reden. Man soll die Lehrerinnen und Lehrer, Pfarrerinnen und Pfarrer stark reden! Gut, dass Ihr Euch um unsere Kinder bemüht, - und auch die Eltern nicht zu vergessen: Gut, dass es noch Menschen gibt, die sich die Erziehungsaufgabe zumuten! Ein Satz, wie der in These 19: „Die fachwissenschaftliche Ausbildung erfüllt anspruchsvolle Standards, die pädagogische nicht“⁴, entspricht jedenfalls nicht der Erfahrung vieler Mitarbeiter aus 30 Jahren Arbeit an PTIs und PTZs, an staatlichen Studien-seminaren und anderen pädagogischen Ausbildungsstätten; man könnte dieser Arbeit eher nachsagen, dass sie die pädagogische gegenüber der theologisch-fachwissenschaftlichen zu sehr bevorzugt hat.

b) Denkschriften sind Denkzettel: Viel Sorge, wenig Zuversicht! Denkschriften diagnostizieren und kritisieren, sie werten damit die Gegenwart implizit gegenüber der idealen Vorstellung von Zukunft ab. Sie werden überhaupt nur formuliert, um kritische Situationen zu bezeichnen und zu bewältigen; eben deshalb tun sie sich andererseits schwer, positive Vorstellungen zu entwickeln. Sie protokollieren Schattenseiten.

c) Eine Denkschrift ist deshalb auch selten eine Ge-denkschrift:

Sie würdigt das Vergangene kaum, beschreibt die Vergangenheit als eine zu überwindende Phase oder Epoche. Selbst das, was die Bildungsdenkschrift aus der Vergangenheit bewahrt wissen will, wird nur unter ferner liefen dargeboten. Der Grund für diese Akzentuierung liegt in der Orientierung an den Sozialwissenschaften (Soziologie, Ökonomie, Politologie), die vor allem Analysen des gegenwärtig Gegebenen bieten, aber keine Synthesen hervorbringen und eher selten Zukunftsvisionen entwerfen. Die Theologie hingegen ist eine sowohl kritische als auch produktive

⁴ Ebd., 95.

Wissenschaft, historisch-kritisch im Interesse der Klärung bewährter und der Produktion neuer Vorstellungen.

Die Denkschrift „Maße des Menschlichen“ zeichnet mit ihrer Methodik ein eigenartiges, aber für kirchliche Verlautbarungen dieser Art durchaus typisches Bild von der Situation des modernen Menschen:

Sie skizziert *einerseits und überwiegend* die Situation des Menschen in der modernen Gesellschaft nach den Maßstäben, die von den Sozialwissenschaften vorgegeben werden. Sie sucht *andererseits in einem späteren zweiten Schritt* nach einem menschlichen Maß für die moderne Gesellschaft, z. B. und vor allem für das gesellschaftlich gegebene Wissen – aus christlicher Perspektive.⁵

In der Analyse der Situation und der Frage nach dem menschlichen Maß treten sich sozialwissenschaftlich-ökonomische Normen für die menschliche Existenz und christlich-anthropologische Normen gegenüber – und verbinden sich miteinander.

Die Multiplikation dieser beiden Perspektiven führt zu einem unübersehbaren Katalog von Forderungen – da eine solche Multiplikation nicht gerade üblich ist, und sich zudem noch als eine Gleichung mit zwei Unbekannten erweist. Sie bringt eine maßlose Masse von Vorstellungen und Vorschlägen, die in ihrer Vielfalt realistisch nur zu bearbeiten wären, wenn konkrete Lebenszusammenhänge genannt würden, in denen solche Reformvorschläge bearbeitet werden könnten:

„Wir brauchen eine Bildung, die nicht nur zum solidarischen Mitleiden, sondern auch zur verantwortlichen Mitgestaltung einer sich räumlich und zeitlich entgrenzenden und leidenden Welt befähigt, so weit das möglich ist; denn normalerweise können wir die ‚Eine Menschheit‘ wohl als Gedanken fassen, aber nicht in unsere auf nahe soziale Verhältnisse angelegten Gefühle aufnehmen.“⁷

„Bildung, wie wir sie brauchen, ist so gesehen nicht nur als Reaktion auf die Globalisierung zu verstehen, sondern auch als Initiative zu einer Glo-

⁵ Bei aller Suche, die in den Denkschriften veranstaltet wird, hat man aber niemals den Eindruck, als sollte etwas gefunden werden, oder als könnte die Suche gar zum Abschluss kommen. Etwas finden, würde verbinden: Verbindlichkeit oder gar Standpunkte sind aber immer wieder zu hinterfragen.

Es gehört zum Charakter des Protestantismus, offen zu sein, das Gesicht in den medial verbreiteten Sturm aus Neuigkeiten zu halten; vor allem die Globalisierung gilt als eine solche Neuigkeit, vielleicht allein schon deshalb, weil das Christentum im Zeichen der Globalisierung entstanden ist.

⁶ Vgl. EKD (Hrsg.), Maße des Menschlichen, 63: „Gottes barmherzige und vergebende Zuwendung zu seinen Geschöpfen hat weitreichende Konsequenzen für das soziale Zusammenleben. Bildung und Erziehung haben in christlicher Sicht nicht nur jene Fähigkeiten zu wecken und zu stärken, die gerechten, sondern die zugleich auch fürsorglichen Lebensverhältnissen dienen: Eine Kultur des Mitgefühls, der Barmherzigkeit und der Hilfsbereitschaft. Wie ernsthaft wird der Umgang mit Schwachen, Kranken, Alten, Benachteiligten und Behinderten eingeübt, das ‚Miteinander der Verschiedenen‘?“

⁷ Ebd., 76f.

balisierung mit einem anderen Antlitz. Ihr entsprechen schulische Leistungsanforderungen, die binnengesellschaftlich und weltweit zu Verständigung beitragen...“.

Daran gibt es sachlich grundsätzlich nicht viel zu kritisieren, außer, dass es fraglich bleibt, wie solche weiträumigen Forderungen mit einem angeblich so maroden Bildungssystem wie dem deutschen bewältigt werden sollen; davon verlautet in dieser Denkschrift kaum etwas.

Man könnte hier wie in vielen anderen kirchlichen Stellungnahmen die verbreitete, wenn auch nicht durchgängige „Dekadenzhermeneutik“ bewundern, die hauptsächlich von den drei Wörtern „Krise“, „noch“ und „schon“ geprägt ist. Der Stolz auf die Leistungsfähigkeit kirchlicher Bildungsarbeit kommt nur gelegentlich – nachgerade verschämt – zum Vorschein (z. B. in These 14). Es überrascht angesichts der allgemeinen Verliebtheit in Melancholie allerdings nicht, dass Transzendenz und Gottesfrage erst ganz am Ende und in einer depressiven Tonlage thematisiert werden, so dass nur Kenner in diesen evangelischen Perspektiven Spuren der frohen Botschaft aufzuspüren vermögen (vgl. 4. 8).

„Die Frage nach Transzendenz und ihrer Bedeutung für zukunftsfähige Bildung wird weithin vergessen oder verdrängt. Für die meisten Expertisen und Stellungnahmen zum Bildungsverständnis heute scheint es kaum ein Thema zu geben, das ferner liegt als das von Glaube, Religion und Transzendenz.“⁸

Man könnte den gleichen Sachverhalt auch sehr viel selbstbewusster darstellen, etwa: Die moderne Gesellschaft findet eine Möglichkeit zu heilsamer Selbstbesinnung darin, dass in ihren Schulen die Frage nach den Grenzen menschlichen Handelns und in diesem Zusammenhang nach Verständigung und Versöhnung gestellt wird.

Die Schwierigkeit bei dem Versuch, aus dieser Denkschrift Impulse für die Fort- und Weiterbildung zu gewinnen, liegt zum einen an der beschriebenen Problem- und Krisenfixierung von Denkschriften prinzipiell, als würde nicht Tag für Tag in unübersehbar vielen Bildungsinstitutionen unterrichtet, gelernt, bewusst und unbewusst beeinflusst, als müsste vielmehr überhaupt erst ein Lernprozess in Gang gesetzt werden, als hätten die Lehrer und Eltern, die Pastorkollegleiter und Predigerseminardozenten bisher alles nur unzureichend getan und recht und schlecht verwaltet.

Zudem wird die PISA(Programm of International Students Assessment)-Studie gläubiger hingenommen als die Bibel, obwohl jedermann einige prinzipielle Schwächen erkennen könnte: Der Vergleich von Finnland und Deutschland wirkt wie ein Vergleich von Äpfeln und Birnen; ein nordeu-

⁸ Ebd., 85.

ropäisches Randland mit wenig Migranten, stabiler religiöser Kultur und spezifischen klimatischen Bedingungen wird mit einem mitteleuropäischen Immigrations- und Durchzugsland mit programmatisch pluraler Religionskultur verglichen.

Darüberhinaus ist die Denkschrift zwar durchaus stark in der Situations- und Problemanalyse und in der Profilierung eines Bildungsbegriffs⁹, lässt aber ziemlich offen, wer das Subjekt der geforderten Korrekturen in den bisherigen Bildungsprozessen sein soll: Richtet sich die Denkschrift an Kulturpolitiker oder an Lehrpersonen oder an die Schüler, sobald sie verstehen, um was es geht, - es ist ja bei lebenslangem Lernen durchaus auch an die Eltern und die noch Älteren zu denken? Sollen etwa gar die, die bisher angeblich versagt haben, nun schlagartig alles besser machen? Beim Sport kann man immerhin den Trainer ersetzen...

Die generelle Redewendung „die Kirche“ – vgl. These 14 – zeigt, dass nach dem Subjekt der Bildungsprozesse nicht gefragt wird. Wer soll z. B. mit so dramatischen Einsichten wie der folgenden umgehen:

„Wie die Evolutionäre Ethik nahe legt, wirkt sich die unvorstellbar lange menschheitsgeschichtliche Lerngeschichte nicht zuletzt verhängnisvoll auf die hier durchgehend vor Augen geführte zentrale Aufgabe aus, mit anderen als Fremden zusammenzuleben; Bildung im Rahmen des für die Zukunft hoch wichtigen Verständigungsparadigmas. Die Erblast der menschlichen Spezies besteht aus beidem, aus der Bereitschaft und Fähigkeit von Menschen zu friedlicher Kooperation und aus der Neigung zu Abgrenzung, Aggression und Gewalt. Was nutzt die Logik ‚lebenslangen Lernens‘ und potenzierten Wissens, wenn nicht gleichzeitig die Logik der Versöhnung gelernt wird und das Wissen über Wege zur Überwindung von Ausgrenzung und der Schaffung von Frieden und Gerechtigkeit wächst?“¹⁰

Man bemerke die passive und mediale Fassung der Verben. Es wächst – aber wer lässt wachsen? Denn wenn alles nur wüchse, - ohne aktives Zutun - dann wäre alle Pädagogik überflüssig. Zudem stellt sich die Frage, wie eine Pädagogik des Wachsenlassens in einer Leistungsgesellschaft zustimmungsfähig gemacht werden kann.

Gewiss wird man der großen Linie dieser evangelischen Bildungsorientierung zustimmen können, aber im Einzelnen lassen sich mancherlei Sachfragen stellen, z.B. ob die Parole „lebenslanges Lernen“ nicht gerade Ungleichheiten und Abgrenzungen zwischen unterschiedlich gut und bereitwillig Lernenden hervorruft und immer weiter vertieft, die alles andere als versöhnend wirken; auch scheint das gleichzeitige Plädoyer für eine differenzierte Landschaft von Bildungsinstitutionen und für Ganztagschulen einigermmaßen inkonsistent.

⁹ Ebd., 60ff.

¹⁰ Ebd., 53.

Auch wenn man solche Anfragen erst einmal beiseite lässt und die Denkschrift in ihren Kernaussagen als Bemühung um einen zentralen Gegenstand von gesellschaftlicher Bedeutung ganz ernst nimmt, stellt sich nun erst recht die Frage: Was können die für Bildung in den evangelischen Landeskirchen Mitverantwortlichen und längst Tätigen aus dieser Denkschrift als Impuls für die Fort- und Weiterbildung aufnehmen? Und wird man nicht zuvor nachdrücklicher fragen müssen: Was geschieht schon längst als christliche Bildungsarbeit?

4 Erfolgreiche Bildungsarbeit

Die Bildungsdenkschrift gründet auf einer Fülle pädagogischer Erfahrungen in kirchlichen Einrichtungen, sonst könnte sie nicht mit ihren weitreichenden Aussagen einen beachtlichen Anspruch formulieren. Sie lässt diesen Hintergrund aber nur ganz gelegentlich durchscheinen.

Um zu verhindern, dass die folgenden Gedanken ihrerseits Denkschriftcharakter bekommen, sollen zunächst positive Erfahrungen mit evangelischer Bildungsarbeit benannt werden, um sodann die Frage nach der Theologie als Orientierungswissen im Sinne einer Transformation von Theologie als Reflexionsgestalt zur Wirkungsgestalt in der Bildungspraxis zu erörtern (vgl. 5.) und als Aufgabe für die pastorale Fortbildung zu empfehlen (vgl. 6.).

Positive Erfahrungen: Kirchen sind in Kindergärten, Kindergottesdiensten und kirchlichen Schulen, in diakonischen Einrichtungen wie Heimen, Familienbildungsstätten und Jugendzentren schon längst, vielfältig und mit einem Erfolg tätig, den man nicht PISA-mäßig testen, aber doch ahnen und bei den Nutzern abfragen kann. Erfolgreich sind diese Institutionen

- an der Nachfrage gemessen: Konfessionelle Einrichtungen genießen wegen ihrer speziellen Motivation schon seit geraumer Zeit besonderes Vertrauen, nicht erst seit der Wende auch in den ostdeutschen Bundesländern; die evangelische Schulstiftung leistet, so hört man immer wieder, vielfältig gute Arbeit;

- aber auch an den Ergebnissen gemessen: Der ökumenische Kirchentag 2003 war selbst ein Zeichen fruchtbarer Bildungsarbeit im Kinder- und Jugendbereich in den letzten zwanzig Jahren;

- erst recht an den ausgefeilten pädagogischen Programmen gemessen: Die Kirchentage präsentieren seit jeher jede Menge von Beispielen christlicher Bildungsarbeit. (Der Effizienz-Begriff in der Denkschrift bleibt im Übrigen völlig unstrukturiert und blass.)

Ausgedünnt scheint allerdings nach über dreißig Jahren religionskritischer Einwirkung wissenschaftlicher Analysen der Tradition das Wissen

von den religiösen Grundtatbeständen des christlichen Glaubens und abgeschwächt das selbstverständliche Verständnis der Tradition. Aber auch hier sollte nicht zu schnell Alarm gerufen werden, denn fundiertes Wissen über eine so komplexe Religion wie das Christentum war nie wirklich weit verbreitet. Andererseits ist es auch wieder nicht so komplex, dass man es in Grundzügen nicht zügig erneut verbreiten könnte. Man muss dazu allerdings aus den vorliegenden Erfahrungen Theorien entwickeln, wie *Theologie als Orientierungswissen heute wirkt und daraus Methoden der Vermittlung ableiten und vorhandene überprüfen*.

Die flotte Rede vom Traditionsabbruch orientiert sich allzu schlicht am Bild vom abschmelzenden Alpengletscher, als sei religiöses Wissen ein Schatz, der einmal aufgehäuft, nun unwiederbringlich dahin schmilzt. Das kann man auch anders sehen: Das Ausmaß an religiöser Bildung, das das 19. und 20. Jahrhundert in der Allgemeinheit aufgehäuft hat, ist in der Geschichte des christlichen Abendlandes ohne Beispiel. Dass heutzutage – in einer Expertokratie – auch die religiösen Experten ihre Aufgabe als Fachleute in besonderem Maße wahrnehmen müssen, ist selbstverständlich und noch kein Krisensymptom der Religion. Es wäre allerdings gut, wenn die religiösen Experten sich ihre Aufgabe nicht mit dem Argument des Priestertums aller Glaubenden von Laien aus der Hand nehmen ließen. Im Bild gesprochen: Handwerk und Heimwerker-Märkte ergänzen sich, schließen sich nicht aus, können gut nebeneinander existieren.

Andererseits besteht, wie einleitend angedeutet, durchaus ein nicht unproblematischer Trend, in dem sich Kirchengemeinden mit ihren ökonomischen Entscheidungskompetenzen zu kleinen Bürokratien wandeln, in denen einige hoch engagierte Laien über alle anderen Laien, die nicht genauso viel Zeit erübrigen können, herrschen – und irgendwelche Aktivitäten betreiben, nur damit man merkt, dass Kirche lebt. Dabei verfallen manche Gemeinden in Zeiten knapper Kassen gelegentlich in einen Lokalegoismus, der sich um das Allgemeine Beste der Kirche wenig kümmert und Bildungsinitiativen, die etwas breiter angelegt werden müssten, im Keim ersticken lässt.

Achtet man aber darauf, dass sich viele evangelische (und katholische) Christen nach Kräften darum bemühen, dass die Liebe Gottes unter den Menschen Gestalt gewinnt, dann kann man gar nicht übersehen, wie viel Licht vom Evangelium in die Welt fällt. Dafür sind im Folgenden bei der Erörterung der Theologie als Orientierungswissen Beispiele zu nennen, wie das Evangelium als handlungsleitender Impuls und die evangelische Theologie als Medium der Konstruktion von Lebensformen zur Wirkung kommen.

5 Evangelische Theologie als Orientierungswissen

Wie können die „Maßstäbe des Menschlichen“ in die pastorale Fortbildung einfließen? Der oben schon eingesetzten Vorentscheidung entsprechend, die ihrerseits eine Verflüssigung des theologischen Begriffs der „Gnade“ darstellt, zunächst wieder so, dass auf das längst schon Geschehene nicht selbstzufrieden, aber bestätigend und versichernd hingewiesen wird. Das Rad muss nach PISA nicht neu erfunden werden, davon ist die Denkschrift teilweise sogar selbst überzeugt, wenn sie das duale System der Bildung in Deutschland verteidigt und auf die Verdienste evangelischer Bildungseinrichtungen für Kinder hinweist. Eine Pflege und *Vertiefung des Profils* wird natürlich immer gern gesehen und ist zweifellos empfehlenswert, beim Rad wie bei der Bildung.

Spürt man nun der Theologie als orientierender Theorie kirchlichen Handelns nach, so wird man bei den vielfältigen, allseits bekannten, aber zurzeit kaum gewürdigten Gestaltungsformen christlichen Geistes im Alltagsleben ansetzen, die für jedes Lebensalter etwas anbieten:

- Für die Kindheit: Kindergarten und Kindergottesdienst, mit Geschichten, Liedern und Spielen;
- Für die Jugendzeit: Evangelische Schulen, evangelischer Religionsunterricht in staatlichen Schulen, Konfirmandenunterricht und offene Jugendarbeit;
- Für die mittlere Generation, die ihre religiöse Praxis nicht nach binnenkirchlichen Maßstäben gestaltet: Kasualien als missionarische Begegnungsgelegenheiten verstehen und ausprobieren und Information als Orientierungswissen bereitstellen; an vielen Organisationen lässt sich leicht anschaulich machen, wie christliche Grundüberzeugungen Gestalt gewinnen (z. B. der Nächste hat auch einen Wert, auch wenn er mir fremd ist), zu nennen wäre eine unüberschaubare Fülle von Nonprofit-Organisationen aus christlichem Geist und oft unter Beteiligung von Christen, wie etwa „Oikocredit“ – „Eirene“ – „Aktion Sühnezeichen Friedensdienste“;
- Mit der Generation ab 45: Über das Leben im Grundsätzlichen zu reden, in Bibelstunden, Seniorennachmittagen, - und solche Aktionen nicht als „Kindergeburtstage für alte Menschen“ zu verunglimpfen, wie unlängst öffentlich geschehen.

Bei allen diesen Formen christlicher Praxis, die theologische Reflexionen voraussetzen und von solchen geprägt werden, handelt es sich um *Wirkungsgestalten von Theologie, die aus Reflexionsgestalten der Theologie erwachsen sind und weiter erwachsen*. Dieser Transformationsvorgang muss von Theologinnen und Theologen immer neu erkannt und erprobt werden, kann gar nicht genug geübt werden – unter der Fragestellung: Wie kommt das Evangelium im Leben zur Geltung bzw. welche Wege der Veröffentlichung sucht es sich?

Die aufgezählten praktischen Lebensgestalten des Christentums sind zwar auch als Erlebnisse u. U. eindrucksvoll und bewegend, im Grunde aber dienen sie der Aufgabe, das Evangelium als lebensorientierende Lehre in verschiedene Lebenskontexte in attraktiver Gestalt einfließen zu lassen, dienen mithin evangelischer Bildung. Sie leisten damit zugleich eine Veranschaulichung und Vermittlung der christlichen Lebensdeutung, so wie ein Parlament der Veranschaulichung und Vermittlung von Demokratie in die Öffentlichkeit dient - ohne Bindung an eine Institution bleibt Orientierungswissen privat.

Die theologische Fortbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer muss dazu anleiten, die zentralen Elemente der christlichen Glaubenslehre in ihrer Gestaltwerdung in kirchlicher und allgemeiner Praxis zu identifizieren. Solche Kategorien der christlichen Glaubenslehre, die in der modernen Gesellschaft immer wieder Denkbewegungen und Unterscheidungen hervorrufen, sind z. B.

- Gesetz und Evangelium
- Person und Werk
- Gnade und Recht bzw. Vergeltung und Vergebung
- Ordnung und Liebe, Selbstliebe und Nächstenliebe
- Solidarität und Selbständigkeit
- Vier Vorstellungen vom Heil:
 - als Erleuchtung und Erkenntnis,
 - als Versöhnung und Rechtfertigung,
 - als Wiedergeburt (Heiligung),
 - als Erlösung (aus Schuld)

Um diese theologischen Kategorien auf reale soziale Verhältnisse zu beziehen, kann als Voraussetzung und Klammer für die verschiedenen Aspekte die Fundamentalunterscheidung von Immanenz und Transzendenz dienen, die Niklas Luhmann als diejenige Unterscheidung ins Spiel gebracht hat, die die Funktion von Religion in der modernen, funktionspezifizierten Gesellschaft darstellt. Alle theologischen Kategorien beziehen sich auf diese Grundspannung, die in religiöser Sprache als Differenz von Gott und Mensch ausgeführt werden kann.

Die Differenz von Immanenz und Transzendenz bedeutet praktisch: Gegebene Praxis wird durch diese Grundfigur der Interpretation als stets vorläufige und überholbare kenntlich. Sie eröffnet die Möglichkeit, das Gegebene nicht als ehernes, unüberholbares (Natur-)Gesetz anerkennen zu müssen. Für die Praxis in Kirche und Gesellschaft ergibt sich aus der Anerkennung dieser Differenz eine Relativierung menschlicher Macht, z. B. als Möglichkeit und Nötigung zur Selbstkritik, als Herausforderung zur Überprüfung aller etablierten Ordnungen.

Die evangelische Fundamentalunterscheidung von Gesetz und Evangelium kann als eine, wenn nicht gar als die evangelische Fassung der

sozialphilosophisch als Spannung von Immanenz und Transzendenz beschriebenen Fundamental-Spannung gelten. Als „Gesetz“ wird der Sachverhalt vielfältiger Begrenzung menschlichen Lebens theologisch bezeichnet, z. B. die gegebenen Begrenzungen des Lebens an Zeit (Lebensdauer), Kraft (Gesundheit), Einsicht (Selbstbezogenheit); „Evangelium“ hingegen bezeichnet in theologischer Begrifflichkeit den Sachverhalt, dass über diese Grenzen hinausgedacht werden kann, dass Grenzen nicht nur als Hindernisse anzusehen sind, sondern z. B. gerade als Grenzen ihren besonderen Wert haben.

In einer leistungsorientierten Kultur bildet die Unterscheidung von Person und Werk einen starken Kontrast zu allen üblichen Bewertungen und Einschätzungen. In einer Leistungsgesellschaft gilt der Einzelne so viel wie seine Leistung. Sie bildet das Rückgrat aller Aktivitäten und Institutionen, die sich dem Einzelnen gerade auch in seiner Schwäche zuwenden und annehmen. Für den christlichen Glauben steht dagegen der Wert jedes Menschen unabhängig von seiner Leistungsfähigkeit oder seinen tatsächlichen Leistungen im Mittelpunkt des Interesses. Dabei ist andererseits zu bedenken, dass gerade die Trennung von Person und Werk auch nicht zur Abwertung von Leistung führen darf.

Die Dialektik von Herrschaft und Dienst trägt zu bewussten Gestaltung christlichen Lebens im Alltag entscheidend bei. Am Bibelwort „Wer unter euch der größte sein will, der sei Euer aller Diener“, kann sich zwar auch eine depressive Variante der Unterordnung unter alle möglichen Mächte festmachen, recht verstanden aber trägt dieser biblische Leitsatz die Aufgabe in sich, die Dialektik von Herrschaft und Dienst differenziert zu bearbeiten.

Mit solchen Überlegungen findet so etwas wie eine „Verflüssigung“ von Grundgedanken der christlichen Tradition statt. Theologie, aus den Erfahrungen des Glaubens zu einem Begriffssystem quasi destilliert, wird dabei als Instrument des Denkens, Planens, Entscheidens, d.h. als Leitungsinstrument erkennbar und dann auch nutzbar. Sie tritt im Prozess der Leitung funktional neben andere Leitungstheorien wie etwa die an Vorstellungen von Gesundheit und Heilung orientierte medizinische Leitungstheorie, oder die ökonomische, die sich an Gewinn und Verlust, also an den Gesetzen des Marktes orientiert, oder auch, der Theologie am nächsten verwandt, neben die Vorstellungen von Bildung wie Entwicklung oder Fortschritt.

Theologie wird auch als zentraler Impuls von Seelsorge und Gestaltung des Gemeindelebens neu erkennbar, indem sie, durchaus an den Gedanken der Denkschrift orientiert, Verständigung und Versöhnung in den Mittelpunkt von Lernprozessen stellt.

6 Fortbildung in Menschenbildung

Die Fort- und Weiterbildung für Pfarrerinnen und Pfarrer vermittelt zurzeit viel Wissen für Organisation und Leitung, für Selbstorganisation (Zeitmanagement usw.) und Gemeindeleitung. Die Weiterbildung steht vor der Fortbildung. Die genannten Programme haben die psychologische Seelsorgeausbildung nicht verdrängt, aber in den Hintergrund treten lassen. Von allen diesen Programmen aber gilt, dass sie als Weiterbildung vor allem damit beschäftigt sind, grundlegende „profane Kulturtechniken“ zu vermitteln, Therapie und Beratung, Führung und Organisation, rituelles, also geprägtes, würdiges Verhalten. Das ist vermutlich nötig, hat aber mit christlicher Praxis nicht dem Wesen nach zu tun.

Evangelische Glaubenslehre als Orientierungswissen kommt in diesen Angeboten nicht ausdrücklich vor. Man kann den einzelnen Angeboten der Pastorkollegs von den Titeln und Beschreibungen her allerdings selten ansehen, ob die Theologie darin nicht doch als leitende Theorie eine explizit orientierende Rolle spielt, was keineswegs unmöglich wäre. *Aufmerksamkeit für Theologie als Orientierungswissen im Alltagsleben muss allerdings auch unter Theologinnen und Theologen erst wieder wachsen und von jeder und jedem Einzelnen geübt und gepflegt werden.*

Von der Öffentlichkeit kann man Aufmerksamkeit für Orientierungswissen irgendeiner Art nicht erwarten, was nicht heißt, dass grundlegende Theorien aus Weltanschauung und Theologie nicht wirksam sind, vielleicht wirken sie sogar gerade, weil die Öffentlichkeit nicht aufmerksam ist. Begriffe wie „Demokratie“, „wissenschaftliche Prüfung“, „Sachverständigen-Rat“ oder „Neutralität des Staates“ genießen als Orientierungsdaten hohes öffentliches Ansehen, obwohl oder gerade weil damit die stellvertretende Verwaltung von Wissen durch Experten in Institutionen bezeichnet wird.

Die Denkschrift fordert zwar Orientierungswissen ein, sagt aber nicht, was das überhaupt sei und von wem sie es erwartet - von der Theologie oder von anderen Wissenschaften. Ja, sie traut sich kaum mit ihrem eigenen Orientierungswissen an die Öffentlichkeit einer auf Gleichheit fixierten Gesellschaft, obwohl sie zentrale Kategorien benennt. Man vergleiche die typische Zurückhaltung in der Formulierung: „Der Hinweis auf das biblische Menschenbild mag zunächst sperrig erscheinen“¹¹ mit der wenigstens thesenhaften Erwähnung der Rechtfertigungslehre bei These 11, die aber als christliche Grundlage von Verständigung oder gar Versöhnung völlig unverzichtbar ist.

Besonders aufschlussreich ist These 13, dort heißt es: „Lernen im Zeichen mehrdimensionaler und lebensbegleitender Bildung trägt zur inneren

¹¹ Ebd., 59.

Einheit der verschiedenen Bildungseinrichtungen bei. Das einheitliche Moment liegt paradoxerweise in der Rücksicht auf menschliche Differenz in Gestalt persönlicher Individualität.“¹².

Ein Paradox im logischen Sinne liegt hier nicht vor, allenfalls ein Widerspruch zur herrschenden Gleichheitsideologie, die die Gleichheit vor dem Gesetz als Gleichheit der Bildungschancen definiert und am liebsten eine Gleichheit aller Menschen von Geburt an erreichen würde¹³. Christliche Theologie als Orientierungswissen hat gerade in der Würdigung der Unterschiede zwischen den Individuen, die in der Gleichheit vor Gott ihre Einheit finden, ihre vornehmste Aufgabe. Sich in dieser Würdigung in Unterricht und Verkündigung immer wieder einzuüben, müsste die zentrale Aufgabe pastoraler Fortbildung sein.

¹² Ebd., 93.

¹³ Vgl. ebd., 85 (These 1): „Es ist erschreckend, in welcher Weise die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht den Bildungserfolg behindert oder begünstigt.“ Es ist vielleicht erschreckend, aber doch wohl eher erstaunlich, wie naiv die Bildungspolitik der letzten 40 Jahre auf Gleichheit setzt, statt der Differenziertheit menschlichen Lebens nachzuspüren; darin hätte christliche Bildungsarbeit ihren spezifischen Sinn. Die christliche Einsicht in die Begrenztheit aller menschlichen Möglichkeiten wird aus dem Unterschied kein Drama, sondern einen Auftrag machen, nämlich den Streit gegen gleichmachende Schultypen aufzunehmen – und auf eine spezielle und individuelle Förderung besonders Förderungsbedürftiger wie besonders Begabter zu drängen.